



Inhalt:

Intro / Impressum	5
Geistliche Befruchtung?	6
Keine Lust auf Experimente	12
Sein und Zeit	16
Lichtblick	20
Landleben gestern	26
Zwischen Real und Abstrakt	28
Out of sex	30
Echtes Theater	34
Zeitvergleich	36
Short cuts	40



Würzburg
und die Kunst der
1950er Jahre

Abstraktion und Figuration
im Spiegel der Städtischen Sammlung
Museum im Kulturspeicher Würzburg
13. November 2010 - 13. Februar 2011

Museum im Kulturspeicher Würzburg
Sammlung Peter C. Rüppert
Kunstreue Kunst in Europa nach 1945
Städtische Sammlung des 19., 20. und 21. Jahrhunderts
mit Nachlass Emy Roeder
Veitshöchheimer Str. 5
97080 Würzburg
Tel. 0931-32225-0
www.kulturspeicher.de

Öffnungszeiten
Dienstag 10-18 Uhr
Mittwoch, Freitag, Samstag, Sonntag 11-18 Uhr
Donnerstag 11-19 Uhr

STADT
WÜRZBURG

MUSEUM IM
KULTURSPICHER
WÜRZBURG

GALERIE GABRIELE MÜLLER

Elvira Bach . Jehuda Bacon . Christo & Jeanne Claude . Paul Flora . Klaus Fussmann
Silvia Hatzl . Pascal Heiler . Philipp Hennevoogl . Ottmar Hörl . Alois Janak . Janosch
Udo Kaller . Ben Kamili . Michael Kmoth . Oskar Koller . Volker Kühn . Udo Lindenberg
Andreas Lutherer . Heinz Mack . Maria Maier . Petra Meyer . Ali Mitgutsch . Veit Relin
James Rizzi . Walter Schembs . Harald Schmauß . Helge Schneider . Angelika
Summa . Thitz . Günther Uecker . Gunter Ullrich . C.A. Wasserburger



Philipp Hennevoogl
Hippie, 2010
Linolschnitt

(März 2010
Ausstellung im
Museum Franz Gertsch,
Burgdorf/Schweiz)

Theaterstraße 18
97072 Würzburg
T 0931. 46 52 949
F 0931. 46 52 954

Di bis Fr 10 - 13 u. 14 - 18.30 Uhr
Mo 10 - 13 u. Sa 10 - 14 Uhr u.v.V.
www.galerie-gabriele-mueller.de
mail@galerie-gabriele-mueller.de



DAS MÄDCHEN AUS DER STREICH- HOLZFABRIK

Nach einem Film von Aki Kaurismäki
Uraufführung
Ab 12. Dezember 2010 → Kammerspiele
Mainfranken Theater Würzburg

Intro

Da bringt die Lichtgestalt der deutschen Politik das ihre – also ihr Licht – zu unseren tapferen Soldaten nach Afghanistan, und schon fängt das Geschrei an, bei uns würde es dunkel. Da wird dem Karl Theodor unterstellt, er inszeniere sich gar auf Kosten unserer Kämpfer. Von einem „Ego-Feldzug am Hindukusch“ spricht die Süddeutsche Zeitung, die Frankfurter Rundschau von einer „Werbespotisierung der Politik“, und selbst das Handelsblatt meint nur: „peinlich“. Wer ihn aber kennt, der weiß, zu so was wären weder Karl Theodor noch seine süße Stephanie überhaupt fähig. Die sind durch und durch aufrichtig, glauben wirklich an ihre Mission, und sind dabei wesentlich besser erzogen als etwa Berlusconi. Es kann uns also gar nichts Besseres geschehen, als daß dieses „Powerpaar“ (Bundeskanzlerin Merkel) bald eine noch wichtigere Rolle in der deutschen Politik spielen darf. Gewissermaßen als Schutzimpfung gegen schlimmere Kandidaten. Zudem könnten wir sind Deutschland endlich weltweit mithalten, mit Sarkozy und seiner Bruni z.B., aber eben ohne Affären. Vor allem Stephanie zeichnet sich durch soviel Taktgefühl aus. Unlängst beim Tag der Franken in Kulmbach etwa war ihr das Dekolleté für den Anlaß etwas zu gewagt geraten, prompt hielt sie während der gesamten Eröffnungsveranstaltung entweder angestrengt ihre Handtasche oder wenigstens ein Blatt Papier vor die Brust. Man stelle sich das einmal bei Sigmar Gabriel vor. Nein, das ist ja das Problem: Es ist überhaupt nicht schwer, in den Reihen der Opposition (selbst auf den hinteren Rängen) jemanden zu finden, der dem Guttenberg intellektuell gewachsen wäre, nur mit solchem PR-Talent haben sie niemanden. Auf jeden Fall ist es gut, daß die Guttenbergs „Verständnis für die Realität der Soldaten“ haben. Bestimmt wird man bald auch in der Heimat wieder mit mehr Respekt von den zahllosen Kriegerdenkmälern, die noch überall rumstehen, reden. Und Orden für Tapferkeit soll es ja auch wieder geben. Ob den nicht Stephanie als Erste bekommen sollte? Die Welt wird immer schöner! Das wollen wir ins neue Jahr mitnehmen. Hoffentlich halten wir sie auch aus.

Die Redaktion

nummer einundsechzig
herausgegeben vom **Kurve e.V.** –
Verein zur Förderung von Kultur in
Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare
Herstellung: Beckdruck GmbH, Würzburg

**Kontakt
nummer**
c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15-17 • 97076 Würzburg
Tel.: 0931 – 41 3937 • mail@nummer-zk.de

Bankverbindung
VR-Bank Würzburg • BLZ 790 900 00
Konto 78 417 • Kontoinhaber: Kurve e.V.

Redaktion und Mitarbeiter
Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
Achim Schollenberger [as], Renate
Freyeisen [frey], Frank Kupke [fk],
Ulrich Karl Pfannschmidt [ukp],
Hella Huber, Falk von Traubenberg,
Eva-Suzanne Bayer.

Für die Inhalte der
Artikel sind die AutorInnen selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung
nach einem Konzept von Akimo
Umschlagfarbe HKS 33 N

Layout
Wolf-Dietrich Weissbach

Anzeigenpreisliste 2.2010

Künstlerportfolio:
€ 100 Ganze Seite 180 x 240 (186 x 246)
Short Cuts:
€ 80 Viertelseite 77,5 x 100
€ 100 Halbe hoch 77,5 x 205
€ 100 Halbe quer 160 x 100
€ 200 Ganze Seite 186 x 246
€ 250 Anschnitt/U4 186 x 246
alle Maße: Breite x Höhe in mm
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

Umschlagfarbe (Sponsoring):
€ 100 HKS-Farbskala
€ 125 Pantone-Farbskala
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 42	Mitgliedschaft im Förderverein Kurve e.V.	10 x 1 Heft
€ 30	Jahresabonnement	10 x 1 Heft
€ 30	Geschenkabonnement	10 x 1 Heft
€ 60	Förderabonnement	10 x 2 Hefte

alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung:



Die Apostel Lukas und Johannes prügeln sich für die wahre Lehre.

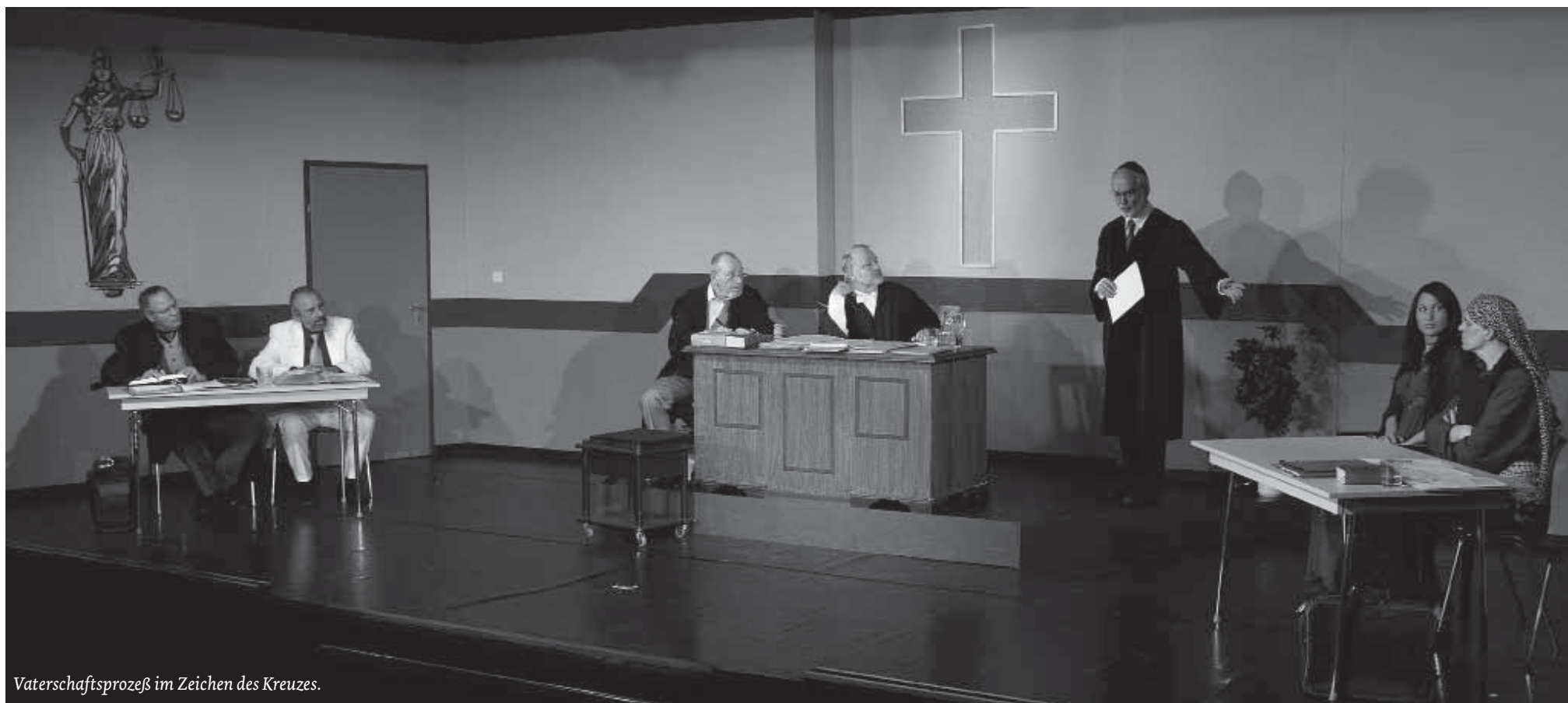


Geistliche Befruchtung?

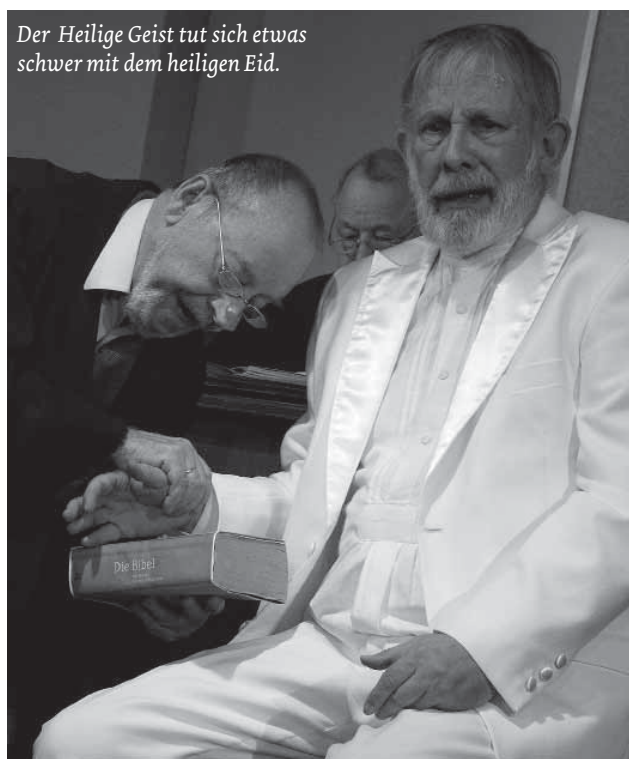
„Der Vaterschaftsprozess des Zimmermann Josef“ von Ephraim Kishon im Chambinzky

Von Hella Huber / Fotos: Wolf-Dietrich Weissbach

Heute kann keiner mehr den Nachweis einer Vaterschaft anzweifeln, wenn Haar, Hautfetzen oder ähnliches von ihm einer DNS-Analyse unterzogen werden. Ganz anders verlief es dagegen bei den möglichen Vätern von Jesus im Jahre 00. Josef Zimmermann (Uwe Dietrich, köstlich als aufbrausender, tumber Ehemann mit der Kafiya, dem Palästinensertuch), der mit seiner Frau Maria (Katharina Kolani, bildschön und sittsam scheinend) vor Gericht erscheint. Er bezweifelt, daß er der Vater von Jesus ist. Während der 3jährigen Verlobungs- und der zwöchentlichen Ehezeit, habe er, trotz etlicher Bemühungen, keine dementsprechenden Beziehungen zu Maria gehabt, was diese auch bestätigt, mit niedergeschlagenen Augen. Doch sei sie 4 1/2 Monate vor der Hochzeit von einem Sohn entbunden worden, obwohl sie noch Jungfrau sei! Auf Josephs Frage, wer denn der Vater sei, meinte sie, der Erzengel Gabriel habe ihr die Nachricht überbracht, daß sie Gottes Sohn gebären würde. Mehr könne sie auch nicht dazu sagen! Josephs Anwalt, Akiba Bar-Honig (Gerd Eickelpasch, ein würdevoller, gemäßigter Anwalt mit Kippa), der auf seinen Mandanten immer wieder beruhigend einwirkt, versucht Gott bzw. Herrn Herrimhimmel dazu zu bringen, die Vaterschaft anzuerkennen und somit die Erziehungskosten zu übernehmen. Der Bezirksrichter (sehr passend Kurt Egredner) versucht, sich als objektiver, geduldiger Richter in dieser Verwirrung durchzukämpfen, wobei er sich einige Male von den verführerischen Reizen der Maria umgarnen läßt. Auch hat er Schwierigkeiten, Namen und Beruf des Angeklagten herauszufinden, da die Vorschläge Gottes (Oskar Vogel als souveräner, wenn auch öfters vergeßlicher Herr der Welt) zu seinem Namen - Allmächtiger, Friedefürst, HERR -, sowie seiner Tätigkeit - Schöpfer des Universums, Herrscher der Welt - nicht gerade alltäglich sind. Gottes Anwalt Ted Pitsburger (ausgezeichnet Thorsten Rock) ist ein wendiger, ausgefuchster und temperamentvoller Jurist amerikanischer Herkunft, der sich verzweifelt bemüht, seinen Mandanten an belastenden Aussagen zu hindern. Um der Sache mehr Klarheit zu verleihen, werden Zeugen geladen: Erzengel Gabriel (Jürgen Keidel) in weißen, langen Unterhosen, weißer Duschhaube und Engelsflügeln (etwas seltsam gewandert) hilft mit seiner Unwissenheit und Vergeßlichkeit nicht weiter; die drei Weisen aus dem Morgenland, schräg und grell-bunt kostümiert (Julia Henning, Jürgen Keidel, Nico Wolf), wissen kaum, wer sie sind, noch was sie sollen und wollen. Der Hl. Geist (großartig Nico Wolf in seiner Verwirrtheit, die selbst bis in



Vaterschaftsprozeß im Zeichen des Kreuzes.



Der Heilige Geist tut sich etwas schwer mit dem heiligen Eid.

seine Haarspitzen kriecht) bringt auch nicht mehr Licht in den Fall. Als nächster unbrauchbarer Zeuge betritt Johannes den Zeugenstand (Jürgen Keidel), Abbild eines älter gewordenen Hippies, der auch nicht so ganz von dieser Welt ist. Der einzige, der in diesem Durcheinander nicht zu erschüttern ist, heißt Schechter. Er ist Gerichtsdienstler schwäbischer Herkunft (herrlich Norbert Straub: verschmitzt, bauernschlau und vorlaut), führt Protokoll und seine Miene verzieht sich auch nicht, als er auf die Frage, was er notiert habe „nichts“ antwortet, und der Richter ihn dann anweist, dies zu streichen. Ebenso wenig bringt der ehrerbietige Evangelist Lukas (Nico Wolf) Klarheit in den Prozeß. Als letztes wird der Teufel, Dr. Beelzebub, gehört. Er gleitet in geschmeidigen Schritten über die Bühne, sich seiner eleganten, dämonischen Ausstrahlung vollkommen bewußt (überzeugend Jürgen Keidel). Auch er hält sich bedeckt, lobt sogar Gott „wenn Gott nicht existieren würde, müßte man ihn erfinden“ und verkündet Maria auf ihr Drängen hin die Zukunft

ihres Sohnes Jesu, die er als Astrologe voraussieht. Sie sieht in seinen Aussagen nur das Positive, während nur jene die Wahrheit verstehen können, die den Verlauf der Geschichte kennen. Die Frage nach der Vaterschaft wird nicht gelöst, doch ein für alle Beteiligten, annehmbares Urteil wird gefunden. Für Kishon, der 1924 als Sohn jüdischer Eltern in Budapest geboren ist, stellten sich die Fragen nach unserer Herkunft und dem Sinn des Lebens schon in der Schulzeit. Er bedrängte den armen Rabbiner am Budapester Gymnasium, welcher versuchte die Verkündigungen des Heiligen Buches den Schülern mosaischen Glaubens nahezuzubringen, mit vorlauten Fragen. Während der Invasion der deutschen Armee 1945 in Ungarn wechselte er zum katholischen Glauben über, um sein Leben zu retten. Dennoch wurde er in das polnische Lager Sobibor deportiert, doch gelang ihm von dort aus die Flucht in den Norden der Slowakei. Als die Herrschaft der Nazis beendet war, kehrte er zum Glauben seiner Väter zurück, von dem er nicht die geringste Ahnung hatte, auch sprach er



Stets macht der Teufel die beste Figur ...

... und auch auf Maria sichtlich Eindruck.



weder hebräisch noch jiddisch. Zu jener Zeit kannte er die christliche Religion weit besser als die eigene. Ende der 40er Jahre wanderte er nach Israel aus und schrieb 30 Jahre lang die Glosse auf Hebräisch für die größte Tageszeitung in Israel. Er befaßte sich mit der Bibel und wurde ein exzellenter Fachmann dafür. Er kam zu der Einsicht, „daß wir Irdischen, kein einziges Geheimnis des Lebens lösen können, ja, daß ein unergründliches Mysterium uns den Einblick in die Naturgesetze verwehrt“. Viele Satiren, Romane und Theaterstücke entstanden, und er arbeitete auch als Regisseur am Theater und beim Film. Anfang der 80er ließ er sich in der Schweiz nieder und lebte abwechselnd in Tel Aviv oder Appenzell. Dort starb er 2005. Ephraim Kishon war einer der bedeutendsten Satiriker des 20. Jahrhunderts; er war bekannt für seine feine Ironie und seinen Humor, mit welchen er Alltagsschwierigkeiten, aber auch religiösen Fragen, die viele Menschen bewegen,

etwas Leichtigkeit verlieh. 1999 wurde dieses Stück im Berliner Theater „Tribüne“ in der Inszenierung des Autors uraufgeführt. In seinen Stücken gibt Kishon genaueste Anweisungen über Beleuchtung, Bühnenbild und Musik (kirchliche Musik, Schlager, Gospels), wobei er sogar die Namen des Orchesters und der Solisten anführt. Das Stück im Chambinzky lief schwungvoll, mit sehr guten darstellerischen Leistungen, über die Bühne. Es war zwar nicht so viel feine Ironie spürbar, dafür inszenierte Hermann Drechsler mit kräftigen, komödiantischen Szenen und Slapsticks, die vom Publikum mit viel Beifall aufgenommen wurden. ¶

Vorstellungen:

*2. bis 26. Dezember 2010 und 9. bis 19. Februar 2011
Chambinzky, Tel. 0931-51212*



*Herr HerrimHimmel und sein amerikanischer
Anwalt sind mit dem Prozeßausgang durchaus
zufrieden.*



Dieter Stein

Keine Lust auf Experimente

„Würzburg und die Kunst der 1950er Jahre“ im Kulturspeicher Würzburg

Von Eva-Suzanne Bayer / Fotos: Achim Schollenberger

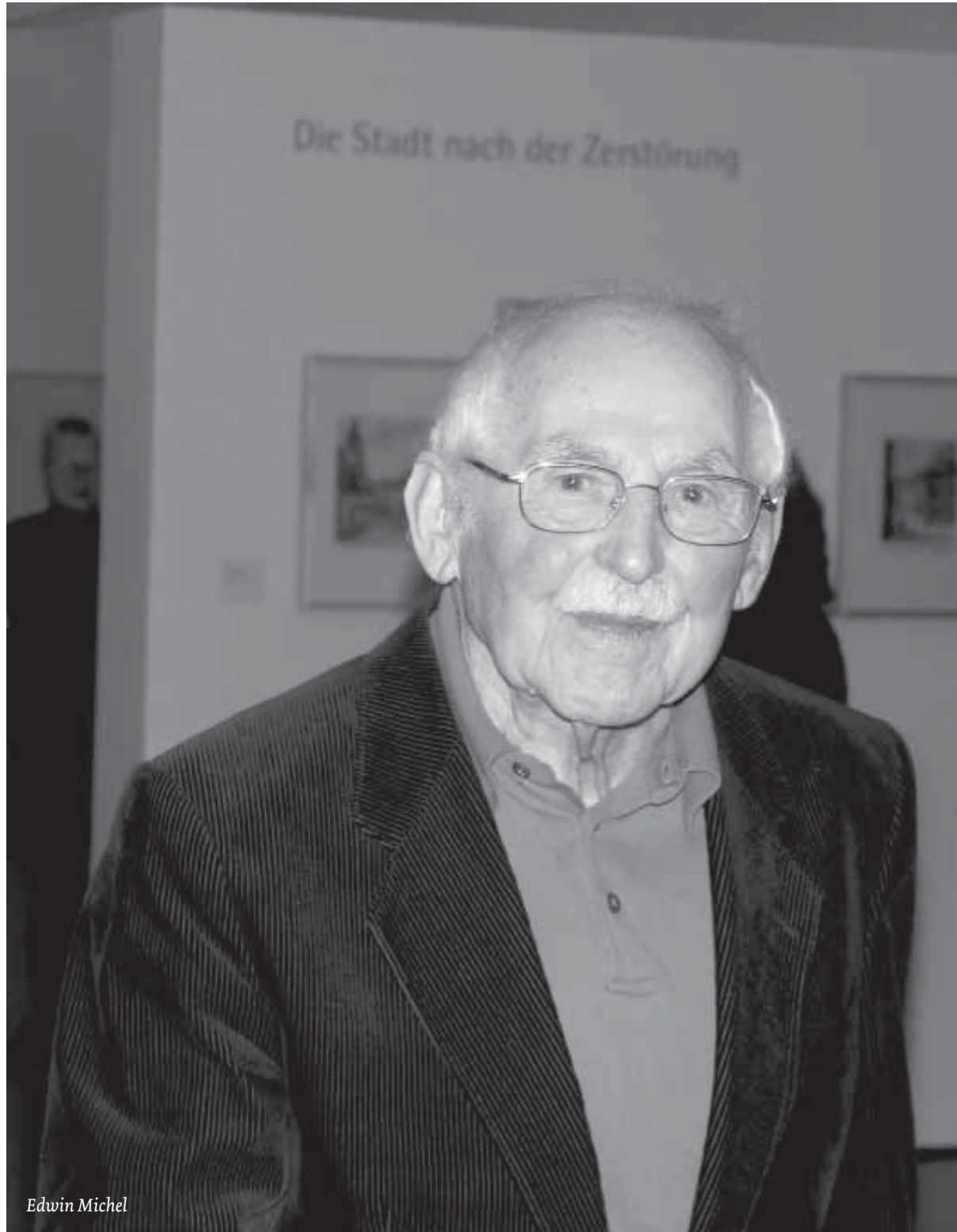
Einerseits ist die Ausstellung „Würzburg und die Kunst der 1950er Jahre“ im Kulturspeicher Würzburg eine große, eine wichtige, eine unbedingt notwendige Sache. Aber natürlich hätte solch ein Rückblick in den hiesigen Kunstbetrieb der Nachkriegszeit und der beginnenden Wirtschaftwunder-Epoche schon sehr, sehr viel früher stattfinden müssen. Daß Beate Reese, die Vorgängerin der stellvertretenden Museumsleiterin Carola Schneider, das Thema bereits plante, ändert nichts am Vorwurf. Schließlich wird schon seit dem Ende der 1960er Jahre das historische Feld Deutschlands nach Nachbeben der Nazi-Zeit umgepflügt und in jedem Sektor, ob Justiz, Diplomatenkarrieren, Politik oder Militär, kam immer wieder eine peinliche Personalunion der Amtsinhaber aus der Nazi- und der Nachkriegszeit zu Tage. Eine ganze Generation stand schon seit Jahrzehnten kollektiv unter Verdacht, und es wurden Biographien immer wieder hin- und hergewendet, um wirklich auch den kleinsten braunen Fleck darin zu entdecken.

Auch die – ergebnislose – Diskussion um Nazikunst ist eigentlich inzwischen verebbt, und man hat bis heute nicht schlüssig geklärt, was genau die eine Landschaft zu einem damals ideologiekonformen Dokument macht und die andere zum mehr oder weniger verhohlenen Widerstandsakt. Das kann und will die Ausstellung auch nicht klären. Aber sie bemüht sich sehr ernsthaft um Objektivität, hängt – ein wenig zu eng – die im Hitler-Deutschland Arrivierten, die Mitläufer, die Jungen, die ein bißchen Modernen, die Verstockten, die nun Hoffnung auf Neuanfang Schöpfenden nebeneinander und so ergibt sich ein unparteiisches und historisch richtiges Bild von einer Kunstszene, in der gleichzeitig viel Altes lebte und Neues sich zaghaft regte. Jedes Sieben ausschließlich nach Neuanfängen hätte das Geschichtsbild verfälscht – und die Ausstellung sehr klein gemacht. Endlich also das lückenlose Panorama einer mehr als janusköpfigen Epoche. Bravo den Damen Marlene Lauter und Carola Schneider für diese Leistung.

Andererseits ist diese Ausstellung eine Katastrophe.

Zeigt sie doch wie unendlich lange sich hier in Würzburg ein nicht nur konservativer, sondern völlig gegenwarts- und zukunftsblinder ja – feindlicher Geist hielt. Heiner Dikreiter, der von 1941 (!) bis 1966 (!) mit nicht geringen Beträgen für die Ankaufs- und Ausstellungspolitik der lange Zeit standortslosen Städtischen Galerie zuständig war, allein für die regressive Stereotypie verantwortlich zu machen, hieße, gewaltsam einen Sündenbock zu suchen. Da müssen schon viele Komponenten zusammengewirkt haben, um letztlich ein solch beklemmendes Zeitporträt hervorzubringen. Nun kommt natürlich erschwerend dazu, daß erst kürzlich im Kulturspeicher das avantgardistisch wache, Neuem überaus aufgeschlossene Kaiser-Wilhelm-Museum Krefeld mit seiner durch Jahrzehnte hindurch konstant mutigen, vorwärtsgewandten Sammlung gastierte. Man hat also noch genau in Erinnerung, wie unerschrockene Museumsleiter auch mit wenig Geld und oft gegen den Widerstand der Bevölkerung eine städtische Sammlung zeitgenössisch profilieren können. Aber auch die Stadt, die ansässige Presse, ein hartnäckiger Freundeskreis haben dort mitgewirkt, dem Neuen ein Forum zu geben.

In Würzburg aber: Tote Hose. In zehn hauptsächlich thematischen Kapiteln untersucht die Ausstellung die Kunstszene der 1950er Jahre, in denen international die Abstraktion als neue Sprache der Freiheit gefeiert wurde. Natürlich war das auch eine Ideologie – und keineswegs Ideologielosigkeit, wie man damals gerne betonte. Aber doch eine recht sympathische. Im Kulturspeicher ist eben dieser Abstraktion – mangels Masse – nur ein einziges Kapitel gewidmet. Hier trifft man den fabelhaften Dieter Stein, der bis heute nichts an Aktualität verloren hat, Hans Haffenrichter mit seinen kristallinen Lichtbrechungen, Hans Reichel, der schon Ende der Zwanziger Jahre nach Paris übergesiedelt war, Alfons Klühspies, von dem man gerne mehr kennen lernen möchte und Joachim Schlotterbeck, der sich, wie in fast allem, auch in der Abstraktion nicht ungeschickt betätigte. Daß ein nur netter Julius Bissier, ein vortrefflicher Georg Meistermann, ein



Edwin Michel

sehr schwacher Karl Schmidt-Rottluff und ein nur typischer Joannis Avramidis hier mitmischen, soll wohl die offene Ankaufspolitik beweisen, bestätigt aber nur die grundsätzliche Provinzialität. Sie alle haben nämlich nur Alibifunktion neben dem hauptsächlich dominierenden expressiven Realismus (oder realistischen Expressionismus, ohnehin ein seltsames Begriffskonglomerat). Natürlich gibt es trotzdem viele interessante, schöne, auch eindrucksvolle Bilder, Aquarelle und Plastiken zu sehen. Curd Lessig, Edwin Michel, Josef Scheuplein, Friedrich May und Joachim Schlotterbeck kamen aus dem Kriegsdienst ins zerbombte Würzburg zurück und schufen Porträts von großer Ernsthaftigkeit oder reduzierte Landschaften von bemerkenswerter Ausdruckskraft. Heiner Reitbergers lockere und doch dramatische Aquarelle aus Würzburg und Italien bezaubern immer wieder, und Erwin Mischs Steingüsse verblüffen durch ihre Reduktion auf den Wesenskern der Kreatur. Aber so richtig vorwärts ging es eigentlich nie. Der Wahlslogan der CDU von 1957 „Keine Experimente“ fruchtete schon avant la lettre in den Würzburger Ateliers.

Obwohl die Diskussionswogen über Mitläufer-Täter-Kunst in letzter Zeit sattsam hoch brandeten, völlig kommentarlos kann man nicht an den unglaublich langweiligen und laschen Landschaftsbildern von Hermann Gradl, den bieder-expressiven Kleinbronzen von Fried Heuler und den Porträts von Oskar Martin-Amorbach vorbeigehen. Alle drei reüssierten in Nazi-Deutschland, wurden von Hitler geschätzt bis geliebt, nahmen an den Großen Deutschen Kunstausstellungen im Haus der deutschen Kunst in München teil und wurden vom Regime fleißig angekauft. Die Arbeiten stellen sich selbst ihr Zeugnis aus. Man muß nur Martin-Amorbachs knackig-martialisches Selbstporträt mit gespannter Hemdbrust von 1953 betrachten und daneben den betont neuen Frauentypus in seinem Bildnis Annegret Manns (1959), und man weiß über die Gesinnungsgelenkigkeit des Malers Bescheid. Man muß nur eben diese fraglos selbstherrliche Selbstinszenierung mit dem Selbstbildnis (1953) aus lauter bedrängenden Fragezeichen des als entartet gebrandmarkten Walter Jacob vergleichen – und schon tut sich die ganze Bandbreite möglicher Selbstreflexionen auf.

Absolut spannend und äußerst aufschlußreich ist das sich der Kunst am Bau widmende Kapitel, erarbeitet von Suse Schmuck. Sie konzentriert sich auf drei Beispiele, den Hauptbahnhof, das Mozartgymnasium und die Regierung von



Curd Lessig

Unterfranken. Während im Mozartgymnasium und von der Regierung die Juwelle des damaligen Zeitgeists gehütet werden, ging man im Bahnhof wahrhaft sträflich mit den Arbeiten von Alois Wünsche-Mitterecker um. Das riesige Relief einer Dampflokomotive und Eisenbahnarbeitern aus geätzten Jurakalkplatten wurde, kaum war es angebracht, schon wieder abgenommen und teilweise zerstört, um einer Reklameprojektionsfläche Platz zu machen. Nicht sehr viel besser ging es Dieter Stein und seinem beschwingenden abstrakten Wandbild in der Schule Höchberg. Weil es den Verantwortlichen nicht gefiel, ist es bis heute hinter einer Wand verborgen. Spätestens hier muß man deprimiert begreifen, daß Würzburg mit der modernen Kunst, wirklich nicht viel am Hut hat(te). Eine unbedingt sehenswerte, äußerst lehr- und erkenntnisreiche Ausstellung. Der Katalog ist eine Fundgrube wichtiger Informationen zur Zeitgeschichte. ¶

PS: als kurz nach dem Krieg Geborene habe ich das Umfeld meiner Kindheit, die Fünfziger, in guter, aber nicht positiver Erinnerung. Vielleicht urteilen Jüngere anders, sicherlich aber unbefangener über diese Zeit.

Bis 13. Februar 2011.

Öffnungszeiten: Di: 14-18 Uhr, Mi, Fr, Sa,
So 11-18 Uhr, Do: 11-19 Uhr.



Sein und Zeit

Franz Pröbster-Kunzel in der Schweinfurter Kunsthalle

Von Ulrich Karl Pfannschmidt / Fotos: Wolf-Dietrich Weissbach

Unter diesem existentiellen Titel stellt die Kunsthalle Schweinfurt den Künstler Franz Pröbster vulgo Kunzel in einer sehenswerten Ausstellung vor. Sehenswert einmal, weil die raumgreifenden Arbeiten Pröbsters das Volumen der großen Halle luftig besetzen. Ohne den Besucher zu bedrängen, ragen sie an den Wänden aufwärts oder breiten sich auf dem Boden aus. Zum andern, weil sie zum Denken anregt, nicht nur, aber auch deswegen, weil die Werke eine Reihe von Widersprüchen mit sich führen. Vor allem steht die Frage ob es wirklich stimmt, wie immer behauptet wird, daß Kunst und Natur Gegensätze seien, die sich unversöhnlich gegenüberstünden, oder gibt es eine Synthese, wie Pröbster behauptet und uns zeigen will.

Franz Pröbster, 1950 in Forchheim in der Oberpfalz geboren, hat Landwirtschaft gelernt und den ererbten Hof bewirtschaftet, der von alters her Kunz hieß und ihm den Namen übertragen hat. 1975 hat er die Landwirtschaft eingestellt und sich der Kunst zugewandt.

Pröbsters Thema ist die Natur. In ihr wurzelt er, ihr entnimmt er das Material seiner Arbeiten, Steine und Erde, Holz, Baumrinde, Äste, Zweige, Knochen, Filz und Leder, Belebtes und Unbelebtes. Es sind einfache, arme Materialien, so wie sie der Bauer auf seinem Land vorfindet. Um die Natur kreisen seine Gedanken und Träume. Er fühlt sich Herman de Vries verbunden und ist doch ganz anders. Wenn de Vries der Natur huldigt, indem er die Schönheit und Vielfalt der Schöpfung durch die Auswahl seiner Funde preist und in höchster ästhetischer Anordnung zur Anschauung bringt, sieht Pröbster sein Material als Halbzeug, das einer weiteren Bearbeitung bedarf. Er scheut sich nicht, es mit technischen Produkten wie Metallstangen, Platten oder Eimern zu kombinieren. Seine Arbeiten sind ruppig und ungebärdig. Gelegentlich wird die Natur gegen den Strich gebürstet. Ebenso wichtig wie das Aussehen seines Materials sind ihm die taktilen Qualitäten. Folgerichtig erlaubt die Ausstellung auch das Berühren der Objekte. Ein besonderer Genuß ist das Umblättern der dicken, handgeschöpften Papiere seiner Zeichnungen und Aquarelle. Aber auch das Hören und Riechen sind ihm wichtig; der Klang, wenn Wassertropfen in einen Bleicheimer fallen oder der Duft von Rinde und frischem Moos.

Der wesentliche Unterschied zu de Vries liegt aber darin, daß Pröbster performativ arbeitet. Für ihn ist nicht das Endergebnis wichtig, sondern der Weg dahin. Diese Weise der Arbeit prägt die Ausstellung, wie mehrere Ensembles auf dem Boden der Halle zeigen, Reste von früheren Performance-Aktionen.

Geflochtene Weidenringe, Kronen, Zepter und Gewänder zeugen von Feldbegehungen und Prozessionen. Sie breiten sich aus, abgelagert und gestapelt, mal hierhin, mal dorthin, etwas formlos, angehalten im Strömen. Dokumente der Zeit, auch der Lebenszeit des Künstlers, deren Ablauf in zahllosen Strichlein auf Steinen belegt ist. Man könnte sagen, sie liegen dort, auf neue Aktionen wartend, jederzeit abrufbar. Reste von Aktionen, die sich eigentlich unter freiem Himmel ereignen, inmitten der lebensvollen Natur, sind hier als abgestorbene Materie gelandet, in der keimfreien Atmosphäre einer Ausstellungshalle. Man könnte sie als große, skulpturale Stilleben bezeichnen, „nature morte“, wie es französisch heißt.

Hinter jeder Performance stehen Erinnerungen, Mythen, versunkene religiöse Rituale. Der Hintergrund ist Pröbster wichtig, hierin Josef Beuys oder Hermann Nitsch mit seinem Mysterientheater nahe. Wie lebendig ist der Mythos in der toten Materie der Ausstellung? Kann man Zeit darstellen, ohne in der Vergangenheit zu verharren? Sind Gegenwart oder Zukunft überhaupt darstellbar?

Das Sein der Dinge, sind sie bloß oder bedeuten sie etwas? Wer Pröbster näher kommen will, näher an das Sein des Künstlers sollte sich aufmachen zu ihm und seinem Garten des Heiligen Irrsinns in Freystadt, ihm folgen, wenn er tanzend und singend seine Prozessionen anführt.

Bilder an den Wänden zeigen das gleiche Vorgehen des Künstlers. Ziel ist weniger die eigenständige und sich in den Grenzen des Rahmens entwickelnde Komposition, vielmehr zeigen sie gewissermaßen einen Ausschnitt aus einer großen Struktur, die gerade oder verschlungen dahinzieht, ohne einen Anfang, ein Ende oder eine Mitte. Der Ausschnitt könnte woanders liegen, er würde das nämliche Bild zeigen. Es ist ein seltsamer Widerspruch, Stillstand in der Bewegung.

Seine Reliefs, aus kleinen, dickeren und dünneren, parallel aufgestellten Stöckchen gebildet und in Rahmen gepreßt, folgen dem Prinzip der großen Bilder. Ihr Charakter als Relief ist kaum wahrnehmbar. Ihre Bezeichnung „Pixelbilder“ trifft genau den Eindruck, den sie erzeugen.








Gemalte Skizzen voller Poesie offenbaren ihn als Träumer und führen zu den Fragen, die ihn bewegen: Was ist das Leben, und was ist die Kunst? Gefühle sind ihm wichtig. Ohne jeden Zweifel, Franz Pröbster Kunzel ist ein Romantiker. ¶

Die sehenswerte Ausstellung wird bis zum 23. Januar in der Schweinfurter Kunsthalle gezeigt.





Es gehört zu den aufgeklärten Tugenden, über sich selbst lachen zu können. Und wer im selben Boot sitzt, wird vermutlich davon angesteckt. Ganz sicher war sich der Magdeburger Cartoonist Phil Hubbe (links im Bild) anfangs allerdings nicht, ob seine unkorrekten Karikaturen über Menschen mit Behinderungen nicht doch das Vertretbare überschritten. Es sind mitunter bitterböse Szenarien (siehe nächste Seite), die der 1966 geborene Hubbe seit den 1990er Jahren auf den Punkt bringt bzw. auch überzeichnet. Freilich, beim genaueren Hinsehen wird dem Betrachter kaum verborgen bleiben, daß die Sympathie stets dem gehört, auf dessen Kosten hier Witze gerissen werden. Das Lachen bleibt vermutlich wirklich nur dem im Halse stecken, der sich in seinen Vorurteilen oder auch seiner Rücksichtslosigkeit gegenüber Menschen mit Behinderungen ertappt sieht. Man nimmt es dem Karikaturisten Hubbe insofern auch ab, wenn er (anlässlich der Eröffnung seiner Ausstellung „Mit Behinderungen ist zu rechnen“ im Würzburger Rathaus Mitte November) berichtet, daß ihn beispielsweise Beschwerden (von Betroffenen) erreichen, er hätte in seinen inzwischen doch zahlreichen Publikationen noch nie Taubstumme aufs Korn genommen.

Phil Hubbe, 1985 selbst an MS (Multiple Sklerose) erkrankt und somit zeitweise auf den Rollstuhl angewiesen, gelingt es jedenfalls mit bewundernswerter Ironie, den „Normalen“ einen Spiegel vorzuhalten oder auch nur Versäumnisse bei Regelung und Gestaltung unseres öffentlichen Lebens anzuzeigen. Der Künstler erhielt 2002 den 3. Deutschen Preis für politische Karikaturen und 2006 den Hertie-Preis für Engagement und Selbsthilfe. (Da die Ausstellung im Würzburger Rathaus bereits am 26. November endete, zeigen wir auf der folgenden Seite einige Arbeiten von Phil Hubbe und empfehlen dringend, sich die Website des Künstlers anzusehen bzw. einen seiner zahlreichen Cartoon-Bände im Buchhandel zu erwerben. Die eigenen sich auch zum Verschenken!) www.hubbe-cartoons.de        wdw



Hurze

WIE GEHT ES IHM?



HUBBE

BLIND DATE

GUT! WENN SIE MICH
SO INDIREKT FRAGEN.



HUBBE

... KLASSE DIESES BLINDENLEITSYSTEM.
GLEICH SIND WIR AM BAHNSTEIG. ICH KANN
DEN ZUG SCHON HÖREN.

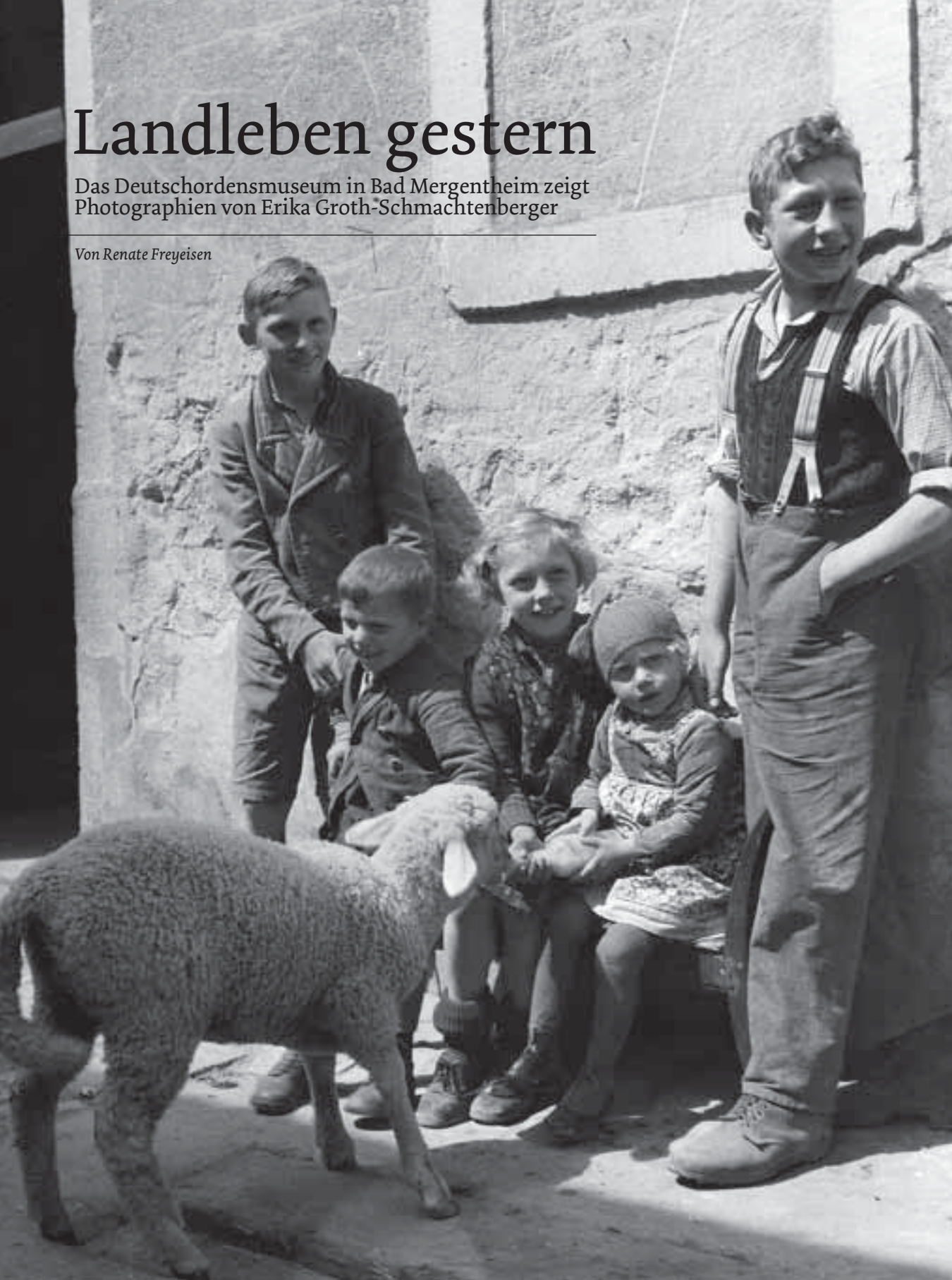


HUBBE

Landleben gestern

Das Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim zeigt Photographien von Erika Groth-Schmachtenberger

Von Renate Freyeisen



Schon immer floh man gerne aus den Wirren der Gegenwart, aus einem irgendwie als häßlich empfundenen Alltag in eine vermeintlich „heile“ Welt von gestern. Besonders stark war dieser Wunsch in Kriegszeiten. Gerade im Dritten Reich schätzte man eine scheinbar „gesunde“ Bodenständigkeit, friedliche Landidylle. Dem entsprachen die Fotos von Erika Groth-Schmachtenberger (1906-1992). Daß ihre Bilder der Nazi-Ideologie entgegenkamen, zeigt einerseits die derzeitige Ausstellung im Deutschordensmuseum Bad Mergentheim über das „Landleben gestern“, andererseits fordert die Darbietung auch zur kritischen Differenzierung auf. Eigentlich begann die Wahl-Würzburgerin und Wahl-Münchnerin ganz modern in der Art des Stils der „Neuen Sachlichkeit“ mit starken Schwarz-Weiß-Kontrasten von Licht und Schatten; sie orientierte sich dabei an strengen formalen Ordnungsprinzipien, ersichtlich etwa an frühen Aufnahmen vom Würzburger Residenzplatz oder an Fotos von ihrer USA-Reise. Aber in den 30er Jahren war sie, schon früh ab 33 motorisiert, unermüdlich als „Bildberichterstatteerin“ unterwegs mit der Kamera. Sie veröffentlichte zahlreich in Zeitungen, Zeitschriften, Illustrierten, Kalendern, Postkarten usw. mit dem besonderen Blick für Lichtführung, für Erschließung und Eröffnung der Raumperspektive, etwa durch Personengruppen in der Architektur, mit einem untrüglichen Gespür für besondere Stimmungen, arbeitete auch als Stand- und Pressefotografin für eine Filmgesellschaft. Doch wenn sie Bergbauern, Trachten, Dorfleben fotografierte, wirkt vieles wie eingefroren, inszeniert, wie ein künstliches Denkmal, eine Beschwörung der Vergangenheit – glückliche Familien auf dem Land, trotz schwerer Arbeit, sauber angezogene Kinder. Lediglich die Gebäude scheinen im Vergleich zu unseren heute so schön für den Fremdenverkehr herausgeputzten Fassaden etwas bröckelig und leicht heruntergekommen. Es bleibt offen, ob Erika Groth-Schmachtenberger die Verherrlichung des Landlebens bewußt, aus ideologischer Überzeugung oder aus wirtschaftlichen Gründen vornahm – sie war immerhin sehr erfolgreich. Fest steht aber, daß ihre Fotos nach dem Krieg vor allem für die Volkskunde und auch für den Denkmalschutz unschätzbare Dokumente wurden. Groth-Schmachtenberger rettete 360000 Bilder, alle auf der Rückseite penibel genau beschriftet, verteilte sie auf über 50 Institutionen; ihr Archiv hatte sie 1943 nach Ochsenfurt verbracht. So können die Fotos über heute Verlorenes, Zerstörtes oder Vergessenes informieren. Erhellend für die selektierende Sicht

Erika Groth-Schmachtenberger



der „Bildberichterstatteerin“ auf die Realität ist, daß die Tagesaktualität der Nachkriegszeit, etwa die Trümmerstadt Würzburg oder der Wiederaufbau nicht ihr Thema waren. Vielmehr erfaßte sie mit der Kamera interessante Blicke auf Wäscheleinen zwischen Bäumen am Main oder Bauersfrauen, rhythmisch hintereinander aufgereiht beim Kirchgang in Gaukönigshofen. Doch abgesehen von einem solch zwiespältigen und auf formale Kriterien fokussierten Aspekt sind die 3000-4000 Motive, die Groth-Schmachtenberger von Franken, besonders von Unterfranken „schoß“, ihrem „Lieblingsland“, das sie Altbayern vorzog, unverzichtbare Zeugnisse von früher. 60 davon aus diesem „Schatz“ im Besitz des Bezirks von Unterfranken, viele davon bisher noch nie gezeigt, alle im gleichen Holzrahmen präsentiert, lassen nun den Betrachter der Ausstellung Bekanntes wieder erfahren oder neu entdecken. Zweifellos sind es meisterliche Fotos, wie etwa das von der Spindelstiege im Mergentheimer Deutschordensschloß. Aber daß Gefangene auf dem Würzburger Residenzplatz 1943 aus der Distanz als Silhouetten quasi „romantisier“, optisch im nebligen Licht „verklärt“ werden und somit ihr Schicksal verharmlosend gezeigt wird, läßt doch tief blicken. Zu begrüßen aber ist, daß diese zwei Seiten der hervorragenden Fotografin Erika Groth-Schmachtenberger in der Ausstellung zur Diskussion gestellt werden. ¶

Bis 13. März 2011

Zwischen real und abstrakt

„Alex Katz: Prints, Paintings, Cutouts“ in der Kunsthalle Würth in Schwäbisch Hall.

Von Eva-Suzanne Bayer

Stilschubladen greifen bei dem 1927 in New York geborenen amerikanischen Maler Alex Katz nicht. Zum abstrakten Expressionismus, der während seiner ersten Schaffensjahre regierte, scheinen seine figurativen, streng gegenständlichen Gemälde, Graphiken und Cutouts der genaue Gegenpol. Auch die dann grassierende Popart mit ihrem Warenfetischismus, ihrer subversiven Gesellschaftsironie, ihrem Warhol-Motto „All is pretty“, das den Begriff der Schönheit aus den Kunstdiskussionen vertrieb, ging spurlos an Katz vorüber. Mit den Fotorealisten, die Fotos als Vorbild für ihre Gemälde benutzen oder sie gar auf Leinwände projizieren, um die Gesichter portentief exakt nachzubuchstabieren, verbindet ihn nichts. Er ist vielmehr, was die Technik der Malerei betrifft, fast ein alter Meister. Vorzeichnungen und Skizzen gehen jeder Arbeit voraus, die er, nach mehrfacher dünner Grundierung Naß in Naß und an einem Tag – wie ein Freskomaler – auf die Leinwand überträgt. Die Arbeiten von Katz haben alles, was heute in der zeitgenössischen Kunst ziemlich obsolet ist: Eleganz, Stil, vornehme Zurückhaltung,

Diskretion, Verschwiegenheit und, ja auch, Schönheit.

Im Museum Würth in Schwäbisch Hall ist nun (bis 3. April) nicht nur ein Querschnitt durch seine künstlerische Entwicklung von 1960 bis 2010 zu sehen, sondern auch die großformatigen, superbren Drucke, welche der Künstler 2009 der Albertina in Wien geschenkt hat, sowie etliche recht kuriose Cutouts, zweidimensionale „Plastiken“ aus mit Öl bemalten oder mit Siebdruck bearbeiteten Holz- oder Aluminiumteilen. Aber hat er überhaupt eine Entwicklung? Seine Sujets sind immer die gleichen geblieben: Landschaften, wobei die Gegend um Maine dominiert, wo er – außer in New York – lebt. Er porträtierte und porträtiert ausschließlich Personen aus seinem allernächsten Familien- und Freundeskreis, vornehmlich seine Frau Ada in Ganzfigur oder, weit häufiger, nur die Gesichter. Denen rückt Katz so nahe, daß sie einen großen Teil der beträchtlichen, sonst monochromen Bildfläche ausfüllen. In der ersten großen Katz-Präsentation 2002 in Bonn war der Betrachter pausenlos in Bewegung: von der Nahsicht, um die malerischen Feinheiten der virtuoson Nuancen im dünnen Farbauftrag zu erkennen, zum fast panischen Abstandnehmen, aus Furcht, die Intimsphäre der Abgebildeten zu verletzen. Doch weder die Nähe noch die Distanz gewähren einen Einblick oder Überblick in die Persönlichkeit der Dargestellten. Zwar sind sie völlig präsent, aber auch völlig ungreifbar, wie eingesiegelt in die Oberfläche des Bildes.

Alex Katz' unverwechselbarer, kontinuierlicher Malstil wurde schon mit dem Wort „cool“

bezeichnet, als das noch emotionslos, gelassen, frisch bedeutete. Der Künstler, der den Cool-Jazz über alles liebt, gewährt in seinen Bildern keinen Einblick in die Psyche oder die zwischenmenschlichen Beziehungen seiner Figuren oder gar in seine eigene. Obwohl er die alten europäischen Meister der Malerei kennt und schätzt, vor allem Manet, verbannt er alles aus seiner Kunst, was eben die Kunst der Klassiker charakterisierte: Raum, Bewegung, Volumen, Atmosphäre, Lichtspiele, kurz alles, was das „Illusionistische“ in der Malerei ausmacht. Es geschieht nichts bei ihm, er erzählt nichts. Katz wendet sich ausschließlich der Oberfläche des Menschen und der Welt zu. Und vor allem der meist monumentalen Bildfläche. Diese Betonung



Alex Katz, Pamela, 1976, Siebdruck und Lithographie.
© Alex Katz, VG Bild-Kunst Bonn, 2010, Albertina Wien

des Zweidimensionalen zwingt ihn zur äußersten Reduktion seiner Bildmittel und bringt ihn, bei aller Figürlichkeit, in eine Abstraktion, bei der der Bildinhalt ein Vorwand für eigentlich autonome Malprozesse ist. Nicht was er beschreibt ist wichtig, sondern allein wie er es beschreibt.

Das wird vor allem in seinen Landschaften deutlich; man möchte sie am liebsten in Anführungsstriche setzen, so wenig landschaftlich sind diese Farbfeldmalereien. Auf fast monochrom schwarzem Grund begleitet den Blick über das über neun Meter lange Bildpanorama eine horizontale Spur von hellen Flecken, die Lichter, Abdrücke von Tierpfoten, Spiegelungen in Wasserflächen sein könnten. Oder die von lichtesten zu dunkelstem Grün changierenden Farbbahnen werden allein

durch einen weißen, gestisch aufgelockerten Strich – einen „Wellenkamm“ – in ein Marinebild eingeschrieben. Das Reale ist nicht Ausgang, sondern fast unverbindliches Ergebnis der Abstraktion. Katz friert die Dinge im Moment ihrer Gestaltwerdung und die Zeit in der Zeitlosigkeit ein.

Farbe und Licht gehen in Alex Katz' Gemälden eine unheimlich vibrierende Einheit ein. Da stehen Personen mit seltsam lichthaltigen Konturen vor einer pechschwarzen Waldsilhouette, als seien sie Attrappen ihrer selbst. Da flirren gestische Farbtupfer, eigentlich nur hellgrüne oder graue Punkte vor kräftigen Vertikalen, wie Blätter im Frühlingswind vor Baumstämmen. Da wälzt sich ein beige-grauer Strom mit weißen Farbkronen dem Betrachter entgegen, als solle dieser gleich von einer schlammigen Sintflut hinweggespült werden. Und überall sitzt die unverkennbare Farbmaterie Weiß, als Helligkeit, Lichtspiegelung, Lichtreflex. Katz ist weniger ein Realist in seinen Themen, als ein Realist der Bildmittel. Farben, Linien und Flächen verweisen zwar immer auch auf etwas Gegenständliches, vor allem aber auf sich selbst. Gern zitiert Katz im Titel eine bestimmte Uhrzeit als wolle er seine Arbeit in einer exakten Wirklichkeit verankern. Vielleicht war die Aussicht auf das Meer auch genau während der Schaffenszeit „10 AM“, so nebelig, grau und verhangen. Doch was bleibt, ist das unglaublich nuancenreiche graue Unisono einer höchst differenzierten Monochromie, die eigentlich keinen Ort kennt und auch keine Stunde.

In seinen sämtliche Drucktechniken einschließenden Graphiken übernimmt er manchmal 1:1, dann wieder beträchtlich verkleinert, Themen und Motive der Gemälde. Einzelne, meist weibliche Köpfe (oft wieder seine Frau Ada), Paare im raumlosen Umfeld, hier nur wenig Landschaftliches, Blättergewirr oder, sehr reizvoll, orangefarbene Rechtecke auf dunkelgrauem Grund, der sich ganz oben im bildgroßen Blatt als Waldsilhouette zu erkennen gibt. Die Reduktion seiner Gemälde wird hier noch einmal gesteigert, obwohl er für manchen Siebdruck oder manche Aquatinta zwischen 11 und 23 Farben benutzt. Die Farbe wird noch flacher, eine Linie noch klarer, die Formulierung eines Gegenstandes noch lapidarer.

Beim Besuch dieser äußerst anregenden Ausstellung durchschreitet der Besucher einen veritablen Lernprozeß des Sehen: Was auf den ersten Blick so schlicht, selbstverständlich, ja sogar plakativ erscheint, wird bei jedem weiteren hintergründiger, vielfältiger, komplizierter, erkenntnisreicher in Form und Inhalt. Wie fast immer lohnt der Ausflug nach Schwäbisch Hall sehr. ¶

Bis 3. April 2011. Öffnungszeiten: Di - So 11-18 Uhr.



Alex Katz, Trio, 2006, Öl auf Leinwand. © Alex Katz, VG Bild-Kunst Bonn, 2010, Sammlung Würth



Out of sex

Internationale Genderwoche der
Alumni

Text / Fotos: Frank Kupke

Einige nahmen eine beachtliche Anreise auf sich. Es gab Teilnehmer aus den USA, dem Kongo und dem europäischen Ausland. „Ich denke, die weiteste Anreise hatte Dr. Jianhua Lin, sie ist Vizepräsidentin des TÜV Süd und ist aus Singapur angereist“, sagt Michaela Thiel, die Leiterin des Alumni-Service der Universität Würzburg. Denn daß sich jüngst 20 ausländische Akademiker von rund um den Globus nach Würzburg aufmachten, hatte einen triftigen Grund: Sie alle haben mal an der Universität Würzburg studiert und trafen sich nun hier auf Einladung Thiels – zusammen



Claudia Jentsch

mit deutschen ehemaligen Studenten – zu einem einwöchigen Programm des Alumni-Netzwerkes, dem im übrigen jeder aktuelle oder ehemalige Studierende und Mitarbeiter der Uni beitreten kann. Die Veranstaltungsreihe war erstmal vom Deutschen Akademischen Austausch Dienst (DAAD) gefördert worden; sie richtete sich an die breite Öffentlichkeit und stand unter dem Titel „Genderwoche“. Wie der lateinische Begriff „Alumni“ (auf Deutsch etwa: „Zöglinge“) nach Einschätzung von Michaela Thiel bei vielen Leuten völlig zu Unrecht abschreckend wirke, so auch der Begriff „Gender“. Thiel selbst ist seit langem mit dem Thema Alumni beschäftigt. Sie hat in Siegen Medienplanung, -entwicklung und -beratung studiert und ihre Diplomarbeit zum Thema „Internationalisierung der Alumni-Arbeit“ geschrieben. Und für die Internationale Genderwoche hat sie es verstanden, ein dichtgedrängtes und informatives Fünf-Tage-Programm auf die Beine zu stellen, das mit seinen Veranstaltungen an der Hubland-Uni, am Sanderring, am Wittelsbacher Platz und an der Alten Universität die meisten für das Thema relevanten Bereiche abdeckte – von der Ökonomie, über Bildung, Rechtsprechung bis hin zum Berufsleben. Und gerade bei Fragen der Kultur kamen einige besondere Aspekte des Themas zur Sprache.

Nun ist „Gender“ freilich kein Begriff, der einfach so wertneutral seit Adam und Eva vor sich hin existiert. Vielmehr kommt er aus einer bestimmten gesellschaftspolitischen Richtung. Er hatte und hat bei feministisch inspirierter moderater Gesellschaftskritik eine große Bedeutung. Denn bei Gender-Untersuchungen geht es um die Hinterfragung und Infragestellung traditioneller geschlechtsspezifischer Rollenverständnisse. Hierbei soll der Begriff „Sex“ für das biologische Geschlecht stehen, „Gender“ hingegen das soziale Geschlecht bezeichnen. Neuere Entwicklungen versuchen diese Zweiteilung in Sex und Gender zu überwinden.

Daß dieser Ansatz der Gender-Forschung auch und gerade in der Kunst sehr fruchtbar sein kann, machte die angehende Kunstpädagogin Claudia Jentsch in einem äußerst instruktiven Vortrag deutlich, den sie vor einem zahlreichem Publikum der internationalen Alumni im Kunstraum – der einstigen Kapelle – der Uni am Wittelsbacher Platz hielt. Jentsch gab hierbei einen Abriß ihrer Magisterarbeit zum Thema Kunst und Gender. Angeregt wurde sie zu ihrer Arbeit von der großen Sonderausstellung „Gabriele Münter – zwischen Paris und Murnau“, auf der vor knapp zwei Jahren rund 100 Druckgraphiken Gabriele Münters (1877-1962) aus dem Münchner Lenbachhaus im Würzburger Kulturspeicher präsentiert wurden. Jentsch bot seinerzeit für Jugendliche zu dieser großen Münter-Ausstellung eine gestalterische Auseinandersetzung mit den ausgestellten Werken an. Der Kurs fand schließlich mit fünf Mädchen im Alter von elf bis 15 Jahren statt. Und nun bildete sich bei Jentsch ungefähr folgende Gedankenkette: In der Ausstellung wurden die Werke einer Frau, nämlich Gabriele Münters, gezeigt; die Ausstellungskuratorin war ebenfalls eine Frau, nämlich die Leiterin des Museums, Dr. Marlene Lauter; sie selbst, Jentsch, ist ebenfalls eine Frau; und an dem von ihr angebotenen Kurs beteiligten sich ebenfalls nur weibliche Teilnehmerinnen. So entstand bei Jentsch die Frage, ob es nicht so etwas wie eine weibliche Perspektive auf Kunst gebe. Daraus entwickelte sich der Keim zu ihrer Magisterarbeit, deren theoretische Grundlage die an der Uni am Wittelsbacher Platz beliebte phänomenologische Schule ist – zumeist in Gestalt einer Kombination von empiristischen und neukantianischen Ansätzen.

Stereotypen von Weiblichkeit

Konkret ging es Jentsch nicht um die Frage nach einer einzigen weiblichen Sichtweise, sondern um

mögliche weibliche Sichtweisen von Kunst und im Umkehrschluß auch um die Frage, ob eine weibliche Kunstwahrnehmung und Intensivierung die eigene geschlechtliche Wahrnehmung beeinflussen kann. Und hierbei spielte dann die Gender-Diskussion eine beträchtliche Rolle.

Perspektivenwechsel

Einfach gesagt, können laut Jentsch in der weiblichen Sichtweise von Kunst die gendermäßigen Klischeevorstellungen durchbrochen werden. Zu diesen Stereotypen von Weiblichkeit gehören aus Jentschs Sicht Aspekte wie „Emotionalität, Hang zum Dekorativen und zur Oberflächlichkeit“. Frauen würden als das „schwache Geschlecht“ als gemeinschaftssuchend und schutzbedürftig gelten. Erkenntnisse der Hirnforschung würden diese Klischees nur „scheinbar logisch“ begründen.

In der kreativen Auseinandersetzung mit Gabriele Münters Werken lieferten die am Kurs zur Kulturspeicher-Ausstellung teilnehmenden jungen Mädchen, die alle in unterschiedlichen Stadien der Pubertät waren, zahlreiche Belege für die Sinnhaftigkeit von Jentschs Frage nach einer Hinterfragung derartiger genderbedingter Klischees durch die Kunst. Die Magistrandin gewann so wertvolle Ansätze für ihre Tätigkeit als „genderbewußte Kunstvermittlerin“. Jentsch formulierte dies so: „Frausein und Weiblichkeit wurzeln in kulturellen Bereichen und formulieren sich symbolhaft am Leib.“ Und weiter sagte sie mit Blick auf die Kunst: „Indem Körperdarstellungen fragmentiert werden, Gegenbilder und Übertreibungen erzeugt werden und mit Irritationen, Provokationen, Auslassungen gearbeitet wird, werden Spielräume geschlechtlicher Ordnungen eröffnet.“ Sie fordert: „Zu hinterfragen sind vor allem Aspekte der Differenzierungen, der Funktionalisierung und Hierarchisierung durch Geschlecht.“

Wie ein künstlerisch geweiteter Blick auf ein Geschlecht jenseits des biologischen Geschlechts, also gewissermaßen Out of Sex aussehen könnte, machte Jentsch an den informellen Arbeiten der österreichischen Malerin und Medienkünstlerin Maria Lassnig (geboren 1919) und der US-amerikanischen Künstlerin und Fotografin Cindy Sherman (geboren 1954) deutlich, in deren Arbeiten ironisch-groteske Brechungen von weiblicher Körperlichkeit bedeutsam sind.

Kunst kann nach Jentsch dazu beitragen, stereotype geschlechtliche Vorstellungen aufzubrechen. Im Wechselspiel zwischen wahrnehmendem

Individuum und wahrgenommenen Kunstwerk eröffnen sich so laut Jentsch ganz neue Perspektiven in der Eigen- wie in der Fremdwahrnehmung. Um Perspektivwechsel ging es auch bei einer Veranstaltung im Foyer des Mainfranken Theaters mit Schauspielern, die an der aktuellen Amphitryon-Inszenierung der Kammerspiele mitwirken. Wie der Leitende Schauspiel dramaturg Kai Tuchmann berichtete, wurde der Kleist-Text für die Angelika-Zacek-Inszenierung von 85 auf 25 Seiten gekürzt. So besteht der Würzburger Amphitryon zu einem Drittel aus Kleist und zu zwei Dritteln aus Improtheater. Die antikleistische Verwechslungskomödie wird auf diese Weise zum Ausgangsmaterial für das schauspielerische Geschehen, bei dem, zumindest potentiell, jeder in die Rolle jedes anderen schlüpfen kann. Da nimmt nicht nur Zeus die Gestalt von Alkmenes Gatten Amphitryon an, sondern schließlich spielt Alkmene sogar den Zeus. Masken, Kostümwechsel und jede Menge Computertechnik kommen zum Einsatz.

„Es ist ein Stück, bei dem es um Identität geht“, sagte Schauspieler Philipp Reinheimer in der Diskussion mit den Alumni. Und Christina Theresa Motsch berichtete von immer größeren Freiräumen, die sich ihr während der Probenphase eröffnet haben – nicht zuletzt mit Blick auf ihre weibliche Identität und eben gerade, wenn sie statt in die Rolle der Alkmene in die des Zeus schlüpft.

Hinsichtlich des Genderbewußtseins hat sie bereits während ihrer Schauspielausbildung eine interessante Entwicklung genommen. Irgendwann stellte sie fest, daß sie bis dato hauptsächlich Schauspiellehrer hatte. Motsch: „Mir wurde immer nur von Männern beschrieben, wie ich mich als Frau in dem Stück zu fühlen habe.“ Also ging sie ganz gezielt zu Schauspiellehrerinnen. Heute ist es ihr nicht mehr so wichtig, welches Geschlecht derjenige hat, der ihr ihre Rolle erklärt.

Mit der Internationalen Genderwoche zeigt sich Michaela Thiel insgesamt sehr zufrieden. Natürlich gab es auch emotional geführte Diskussionen, insbesondere bei Fragen der geschlechtsspezifischen Diskriminierung im Wirtschaftsleben. Die Leiterin des Alumni-Service der Uni Würzburg meint: „Ich glaube, daß sich so einige Perspektiven verschoben haben, wenn man die Berichte und Erfahrungen aus den verschiedenen Ländern gehört hat.“ Und am Humor fehlte es denn auch nicht. Hierfür sorgte beispielsweise Heike Mix mit ihrer kabarettistischen Sicht des Aspekts „Männer und Frauen.“ ¶

Wer an der Uni studiert oder studiert hat, kann Alumni werden. und zwar im Internet auf www.alumni.uni-wuerzburg.de

Echtes Theater

„Das Feuerwerk“ im Mainfranken Theater Würzburg

Von Renate Freyzeisen / Foto: Falk von Traubenberg

Die Zeit des Wirtschaftswunders ist „in“, siehe den Erfolg der Bayerischen Landesausstellung in der Residenz, die jetzige Ausstellung im Würzburger Kulturspeicher oder diverse Fernsehdokumentationen. Man entdeckt dabei diese fast vergessenen, ja oft verdrängten Jahre wieder mit ihrem Optimismus, ihrer Aufbruchsstimmung, ihren vom heutigen Standpunkt aus fast „naiv“ anmutenden Zukunftsperspektiven. Da paßt es ins Bild, daß das Mainfranken Theater Würzburg eine der spätesten Operetten überhaupt, die „musikalische Komödie“ in drei Akten „Das Feuerwerk“ von Paul Burkhard aus dem Jahr 1950 in den Spielplan aufgenommen hat. Das beliebte, sich als Ohrwurm in die Gehörgänge nahezu einbohrende Lied „O mein Papa!“ ist darin inflationär vorhanden, sozusagen die Erkennungsmelodie schon in der Ouvertüre. Und mancher ältere Zuschauer war versucht, gleich mitzusingen. Was aber machte den Erfolg dieses „Feuerwerks“ mit dem Streifzug ins Zirkusmilieu in den 50er Jahren aus? Das Stück des Schweizer Komponisten Burkhard (1911-1977) trat dank der Bearbeitung durch den Meister der Hollywood-Revue Erik Charell, den Entdecker der „Comedian Harmonists“, seinen Siegeszug auf den Bühnen nicht nur in Europa an. Dazu verhalf nicht unerheblich, daß „O mein Papa!“ nach dem 2. Weltkrieg einer der großen Welthits wurde, instrumental wie gesungen, mit seiner heiteren, auch von sanfter Melancholie durchzogenen, einfachen Melodik. Allzu viel Tiefgang muß man hinter dieser musikalischen Komödie nicht vermuten, aber sie zeigt in unterhaltsamer Weise den Gegensatz zwischen dem bürgerlichen, biedereren Leben, der Realität, und der scheinbar freien Traum- und Sehnsuchtswelt des Zirkus. Daraus entstehen teilweise witzige Konflikte, aber auch feiner Humor kommt nicht zu kurz. Deutlich wird aber dabei ebenso, daß in diesen beiden so konträren Lebensentwürfen das Bewahren der

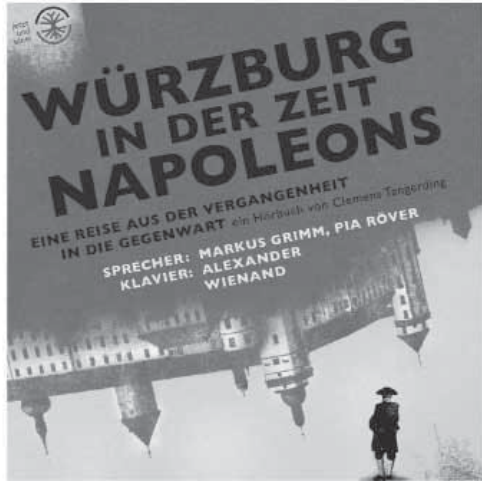
äußeren Fassade ganz wichtig ist und daß sie selten den inneren Ansprüchen genügt. Da tun sich hinter der großbürgerlichen „Anständigkeit“ Abgründe auf, und in der Welt der Artisten sucht man trotz aller Ausbrüche in die Freizügigkeit immer auch Geborgenheit, Zuverlässigkeit, Beständigkeit. Beide Bereiche hängen irgendwie zusammen, zu sehen im Bühnenbild: Wie eine nie erreichbare Verheißung schwebt oben, über der profanen Bürgerwelt, die Glitzerwelt des Zirkus, und stets begleitet ein weißer, schön-melancholischer Pierrot (Emilia Schmucker) das Geschehen, beobachtet es von der Seite aus. Regisseur Karl Absenger, ein bewährter Operetten-Fachmann, gibt durch das schnell wandelbare Bühnenbild (Karin Fritz) und mit Hilfe der vor allem im 2. Akt herrlich bunten Kostüme (Götz Lanzelot Fischer) der Handlung zwar reale, aber auch deutlich irrealer Züge. Schon zu Beginn schaut das Publikum in die großbürgerliche Fabrikantenvilla der 60er Jahre mit der üblichen Couchgarnitur, dem Sideboard mit Plattenspieler, der unvermeidlichen Wohnzimmerwand mit ausklappbarer Bar und dem großen Panoramafenster in den Garten, während die Ouvertüre den Ohren schmeichelt unter der Stabführung von Enrico Calesso und dabei natürlich schon das „O mein Papa!“ anklingen läßt. Als die Tür aufgeht, Mutter und Tochter erscheinen, um den Tisch zum 60. Geburtstag von Vater Albert Oberholzer (Herbert Brand) zu decken, hat gleich die resolute Köchin Kathi, Anke Endres, ihren großen Auftritt beim temperamentvollen Lobpreis ihrer Künste, vor allem beim lang ausgehaltenen Hohen Lied auf den Spinat, und sie droht auch sofort mit Flucht bei möglicher Mißachtung des Essens. Während Anna, mit Pferdeschwanz und Petticoat ganz stilgerecht, von Anja Gutgesell silbrig hell gesungen und als bewegliches junges Mädchen dargestellt, und ihre Mutter (Sylvia Schramm-Hellfort), stets korrekt im Schneider-Kleid, noch letzte Handgriffe anlegen, trifft die Verwandtschaft ein, wahre Schießbudenfiguren, grotesk witzige Karikaturen von gesellschaftlich arrivierten Paaren. Es erscheinen der dürre Onkel Fritz, Landwirt (David Hieronimi), mit seiner kompakten Frau Berta, einem wahren Dragoner der alpenländischen Folklore (Anneka Ulmer), der extrem kränkliche, ständig hustende Onkel Gustav, Oberregierungsrat (herrlich: Ion Bric), der aber alle Leiden vergißt, sobald schöne Frauen auftauchen, bewacht und betüfelt von seiner Gattin Paula, einer hageren Brillenschlange, die aber heimlich an der Flasche hängt (eine Paraderolle für Anne Simmering!), und schließlich noch der blasse Onkel Heinrich, Bankier (Paul Henrik Schulte),

samt seiner Frau Lisa (Ingrid Höhnl), die sich für was Besseres hält. Als sie endlich alle sitzen, haben Anna und Kathi schon mehrmals die Probe ihres Geburtstagsständchens abbrechen müssen. Plötzlich aber kommt als Überraschungsgast noch der lang vermißte jüngste Bruder Alexander samt seiner reizvoll exquisiten Gattin Iduna, einer Französin, die nicht nur durch die charmante Sprache und ihre erotische Ausstrahlung, sondern auch durch die exotisch schillernde Aufmachung alle Männerherzen in Aufruhr versetzt, während die Gattinnenseelen Alarm schlagen. Nur Anna ist fasziniert: Endlich Abwechslung in diesem wohlstandigen Haushalt! Joachim Goltz war ein fast etwas zu gutmütiger Zirkusdirektor Alex Obolski, während Barbara Schöller als elegante, souveräne Iduna mit viel Power und Gefühl singend alle verzauberte. Nur die Köchin rebelliert ob all der Verzögerungen, und das Feuerwerk brennt im Garten vor der Zeit ab. Auch Gärtnerbursche Robert, Nicholas Shannon, ist wegen des Zirkusbesuchs nicht glücklich, denn er fürchtet um die Liebe zu Anna. Die verliert sich in eine Traumwelt als Zirkusprinzessin. Da sind dann die Onkels tollpatschige Clowns, und die Tanten werden als fauchende Raubtierkatzen vom Dompteur Alex gezähmt. Das Wohnzimmer hat sich in eine bunte, glitzernde Manege verwandelt, und da erklingt dann wieder das unvermeidliche „O mein Papa!“ als nostalgische Erinnerung von Iduna, alles ist eine pralle, farbige, bewegte Phantasie-Projektion. Doch schnell verschwindet dies wieder, und das übliche Wohnzimmer holt den Alltag zurück. Doch eines hat sich verändert: Iduna tanzt mit ihren Schwägern – ein Skandal! Die Tanten blasen zum Rückzug, die Geburtstagsfeier droht zu platzen. Doch da kommt der sentimentale Wendepunkt: Iduna beklagt sich einerseits über die mangelnde Sicherheit in der schillernden Kunstwelt des Zirkus, andererseits aber hält sie weiterhin zu ihrem trotz aller Seitensprünge geliebten Alex: „Er ist mein Mann!“ Anna geht also doch nicht weg mit dem Onkel, bleibt bei Robert, nur Gustav will seinen Hustenreiz, Paula, los sein und folgt Iduna nach dem Motto: „Lieber ein Clown im Zirkus als ein Hanswurst zu Hause!“ Die Operette endet mit der Sehnsuchtsnummer und der Illusion „Ein Leben lang verliebt“, und die Zugaben erfordern nach dem langen Beifall nochmals das „O mein Papa!“ Was aber nahm das begeisterte Premierenpublikum mit nach Hause? Wie es eine ältere Besucherin beim Hinausgehen formulierte: „Endlich einmal wieder echtes Theater!“, ein wohl ungewollt doppeldeutiges Statement. „Das Feuerwerk“ ist jedenfalls für die Flucht aus dem Alltag bestens geeignet. ♣

Männerherzen in Aufruhr.



Zeitvergleich



Normalerweise wird Geschichte wissenschaftlich trocken präsentiert, und normalerweise beschäftigt sich die jüngere Geschichte vorzugsweise mit der Nazizeit. Doch „Würzburg in der Zeit Napoleons“ bedeutet „eine Reise aus der Vergangenheit in die Gegenwart“, wie sie der Historiker Clemens Tangerding unternommen hat und nun in einer eigenen Veranstaltung im Falkenhaus vorstellte. Er promovierte in Dresden und Paris mit einer historischen Arbeit über Würzburg zwischen 1795 und 1815; heute lebt er in Berlin, hat neben dem Studium von Deutsch und Geschichte auch eine journalistische Ausbildung absolviert. Sein abendfüllendes Programm, auch als Hörbuch erschienen, ist eine musikalisch umrahmte Lesung von historischen Texten und eigenen, gegenwärtigen Erfahrungen des 33jährigen bei seinen Forschungen. Er dokumentiert dabei kurzweilig und unterhaltsam Ergebnisse seiner Recherchen im Stadtarchiv Würzburg; natürlich hat er dabei Berichte und Unterlagen herausgesucht, die irgendwie Parallelen, aber auch Unterschiede zu unserer Zeit aufweisen. Leider ist vieles davon vergessen, bleibt aber durchaus beachtens- und bedenkenswert. So etwa, wenn sich ein Bürger wegen dringender Anliegen direkt an die Obrigkeit wenden mußte. Damals, vor 200 Jahren, mußte so ein schriftliches Bittgesuch in „ordentlichem“ Deutsch korrekt verfaßt sein, möglichst mit Hilfe eines Juristen oder rechtskundigen Schreibers, was für Leute aus der Unterschicht ein schwieriges und auch teures Unterfangen bedeutete. Ob dann dem

ganzen ein Erfolg beschieden war, steht auf einem anderen Blatt. Heute ist vieles nach gesetzlichen Bestimmungen geregelt; man stellt sein Ersuchen an eine Behörde, oft auch per Formblatt; der das Gesuch bearbeitende Beamte bleibt dabei weitgehend unpersönlich; den Bescheid kann man meist anfechten. Nur selten werden Bitten per Brief direkt an Volksvertreter gerichtet; denn diese sind auch weisungsgebunden und müssen sie weiterleiten. Die Frage danach, was ein Vergleich zwischen früher und jetzt ergibt, beantwortete Tangerding gleich zu Beginn des Abends etwas provokativ: Das geflügelte Wort, daß man aus der Geschichte etwas lernen könne, hält er für nicht recht zutreffend, wenn nicht überholt. Er glaubt vielmehr, daß man in Krisenzeiten an der Beobachtung vergangener Epochen lediglich seine eigene Wahrnehmung schärfen könne. Und daß auf Flyer und CD von „Würzburg in der Zeit Napoleons“ die Festung Kopf steht, daß die Schrift schräg angeordnet ist, soll wohl auch ein wenig die Veränderung der Zeiten symbolisieren. Im 18. Jahrhundert schien noch alles fest gefügt, mit Napoleon wandelte sich alles. Die fürstbischöfliche Herrschaft ging zu Ende, die Staatszugehörigkeit wechselte mehrmals, französische Truppen marschierten ein, Würzburg fiel zuerst an Bayern, zwischendurch wurde der Habsburger Ferdinand von Toskana mit dem ehemaligen Herzogtum Franken als Ausgleich für Salzburg „versorgt“, Wehrdienst und Notzeiten belasteten die Bevölkerung, der Katholizismus erfuhr durch die Säkularisation der Kirchengüter einen entscheidenden Einschnitt und verlor an Einfluß, an die Universität gelangten auch evangelische Professoren, sie blieben unbelästigt von politischen Zerwürfnissen, das Bildungsbürgertum drehte sich um sich selbst. Unterlegt war der Textteil der Veranstaltung von Klaviermusik, souverän gespielt von Alexander Wienand; er hatte in Würzburg studiert, erhielt zahlreiche Preise für seine Jazz-Darbietungen und lebt heute in Berlin. Wienand hatte Stücke von Johann Sebastian Bach und Joseph Kuffner ausgewählt. Dabei vertrat der Thomaskantor die „alte Zeit“ mit ihrem strengen Regelwerk. Kuffner, 1777 in Würzburg, in der Pleich geboren, war Würzburgischer Hof- und Militärmusiker und repräsentierte die biedermeierliche Gesellschaftsmusik, gefällig, eingängig, ohne große Schärpen, also ein Potpourri des damaligen Geschmacks. Dagegen standen die Texte, eindrucksvoll vorgelesen von Markus Grimm im Wechsel mit der etwas unkonzentrierten Pia Röver, in starkem Gegensatz. Denn das Bittgesuch



Von links: Markus Grimm, Pia Röver, Clemens Tangerding und Alexander Wienand - die Einst und jetzt-Napoleon-Gruppe.

des Matheß Karl aus dem Jahr 1804 zeigt die Notlage und Ausweglosigkeit eines durch die politischen Verhältnisse arbeitslos gewordenen, eines 32jährigen Familienvaters mit Kenntnissen in Schreiben und Rechnen. Der ehemalige Spiegelschleifer wurde in seinem Gewerbe nicht mehr gebraucht, war dann Tagelöhner im Hofgarten, wo er sich bei der Arbeit verletzte und zum Invaliden wurde. Ohne Entschädigung und Verdienst und auch ohne ausreichende Hilfe von der Armenkommission bittet er um eine Dienerstelle, um seine Familie zu retten. Doch ihm wird abschlägig beschieden. Wie es ihm danach erging, ist nicht bekannt. Heute, nach der Wirtschaftskrise, ist es nicht ganz leicht, Reaktionen von Betroffenen hinsichtlich ihrer Lebensplanung zu erfassen, sichtbar am Beispiel von Tangerdings Freundin Anna, die einen Beruf

ergriffen hat, mit dem sie sich nicht identifiziert, der ihr aber die Existenz sichert. Hauptsache ist ein Job, egal, ob er gefällt oder nicht. Deutlich wird aber im Vergleich, daß damals wie heute nicht die ganze Bevölkerung von der Krise betroffen war. 1802, als der Fürstbischof in seiner Herrschaftsfunktion entmachtet war, als der Status einer Residenzstadt verloren und man in Würzburg gegenüber München zur Provinz herabgesunken war, wurde z.B. der Lichterzieher Franz Sturm entgegen den Vorschriften zum Militärdienst eingezogen. Er bat nun um Ausnahme von der Wehrpflicht, denn er war Würzburger Bürger, der einzige Sohn im väterlichen Betrieb und somit unersetzlich. Laut Regierungsblatt von 1804 wäre er damit vom Kriegsdienst befreit gewesen. Offensichtlich aber benötigte man nach der Säkularisation nicht mehr so viele Kerzen;

für die Versorgung der Bevölkerung war also der väterliche Betrieb nicht unbedingt wichtig. Dagegen gab es einen Mangel an wehrfähigen Soldaten. Deshalb stellten viele junge Männer ein Gesuch um Auswanderung – schwer zu erhalten –, etliche nahmen eine auch längere Gesellenwanderung auf sich, weil sie dadurch vom Kriegsdienst befreit waren, und trotz drastischer und abschreckender Strafen – öffentliche Demütigung, Verlust des kompletten Vermögens, Haft – desertierten viele junge Leute, etwa ein 13jähriger, der eingezogen worden war. Als Grund für die häufige Flucht der Rekruten ist die Furcht vor dem fast sicheren Tod anzunehmen. Heute gibt es wohl auch bei der Bundeswehr noch Deserteure, denn der Dienst ist sehr gefährlich, etwa im Afghanistan-Einsatz, von dem die Soldaten oft mit posttraumatischem Belastungssyndrom zurückkehren. Von Existenzsorgen ähnlicher Art weitgehend unberührt blieb von 1804 an das akademische Leben an der Universität Würzburg. Nach Auskunft eines Augenzeugen lernten dort die wenigen Studenten nichts, vieles war schlecht organisiert; an der philosophischen Fakultät gab es zu viele Lehrstühle; es herrschte die Naturphilosophie des streitsüchtigen Schelling vor, der die praktische Welt verachtete. Unter der Regierung des Ferdinand von Toskana war dann kein

Platz mehr für Aufklärer. Als Würzburg 1814 wieder an Bayern fiel, setzte im Land ein Universitätssterben ein; Würzburg war davon nicht betroffen, stand aber unter enormem Druck. Damals waren Professoren von der Wehrpflicht befreit und setzten sich nicht mit dem Krieg und der Politik auseinander. Vielmehr stritt man sich gerne untereinander aus persönlicher Eitelkeit oder Überempfindlichkeit. Damit sind heute die Verhältnisse nicht ganz vergleichbar. Ob Menschen in Krisenzeiten politischer denken, hängt wohl von ihrer persönlichen Lage ab. Das Verhältnis zur Obrigkeit hat sich durch rechtliche Normen und Standards gewandelt; einerseits wird manches dadurch erleichtert, andererseits aber ist vieles unübersichtlicher geworden; Hilfe erhalten die Menschen oft von Institutionen, die nichts mit dem Staat zu tun haben. Beobachtung und Betrachtung der Vergangenheit schärft auf jeden Fall das Urteil über unsere Zeit; in vielen Belangen können wir dankbar sein, daß wir im Heute leben. Die demokratischen Errungenschaften der Gegenwart sollten wir pfleglich behandeln. Das zumindest lehrt uns der Blick auf die Umbruchszeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Würzburg. ¶

Renate Freyeisen / Foto: Privat

Das Hörbuch gibt es im Buchhandel für 11 €.

Anzeige



**Ein echtes Stück
Würzburger
Kino-Geschichte**
herausgeschnitten aus
der Original-Leinwand
des Corso 1
(1949-2009)

für 20 Euro erhältlich in Würzburg:

Central-Programm kino
Maxstraße 2
Antiquariat
Daniel Osthoff
Martinstraße 19
Schwarzweiler
Kreatives Wohnen
Hofstraße 3
oder über
gallerie@wredanien.de

Distelhäuser Biergeschichte(n)

200 Jahre Braukultur



Distelhausen ist ein Dorf im Taubertal, das heute zu Tauberbischofsheim gehört. Im Jahr 2011 haben die Distelhäuser gleich zwei Mal Grund zum Feiern: 1811 wurde ein Johann Frankenbach erstmals als Brauer erwähnt, es war das offizielle Gründungsjahr der Distelhäuser Brauerei und der Beginn von 200 Jahren Braukultur.

Das Jubiläum ist Anlass für eine Zeitreise in die Vergangenheit und zu den Ursprüngen der

Braukunst im Taubertal. Das Buch erzählt von der Dorfgeschichte, von Pferdefuhrwerken und redlichen Menschen, die sich für ihr Tagwerk plagten. Von wagemutigen Brauereibesitzern und Technikpionieren. Und frühen Tagen, als die Werbebilder laufen lernten. Geschichte und Geschichten aus dem kleinen Dorf Distelhausen.

Jetzt bestellen!

Anzeige

✂ Short Cuts & Kulturnotizen ✂

Bis zum 26.12. ist es noch möglich, die **Winteraustellung der VKU im Spitale** zu besuchen. Sie ist so konzipiert, daß die Aussteller wöchentlich wechseln, was abwechslungsreich für die Besucher ist, vor allem wenn diese noch das eine oder andere künstlerische Geschenk für den Gabentisch suchen. Andererseits ist es den Künstlern möglich, ein breiteres Spektrum ihres Schaffens zu zeigen. In der Woche vom 18.12. - 26.12. tun dies folgende Künstler: Dieter Eisenberg/Skulptur, Wolfgang Bäumer/Graphik, Gertrud Fiala/Malerei, Jutta Schmitt/Graphik, Wolfgang Sitzmann/Malerei, Burkhard Schürmann/Schmuck und Objekte, Linde Unrein/Malerei und Zeichnung, Ines Schwerd/Malerei. Da es in der Vorweihnachtszeit nicht nur um monetären - so sehr er den Künstlern zu wünschen ist -, sondern auch um geistigen Austausch geht, begleiten unterschiedliche Musiker täglich (außer sonntags) von 18 - 18.30 Uhr die Ausstellung

mit besinnlicher Musik: am Samstag, 18.12., Johannes Engels/Blockflöte, Eva Ruthild Schneider/Cembalo, am Montag, 20.12., Klavierklasse Luise Königshausen, am Dienstag, 21.12., Gitarrenklassen Robin McBride/Fabian Schwarz, am Mittwoch, 22.12., Rainer Schwander/Instrumente, am Donnerstag, 23.12., Klez à more/Klezmergruppe/Conrad Zelmer. Der Eintritt ist trotzdem frei. [sum]

Info über die Schriftführerin der VKU, Ulrike Zimmermann:
Tel.: 0931-950826.

Frisch mit der **Würzburger Kulturmedaille** (zusammen mit dem **Ensemble Con Brio** und den **Klinikclowns Lachtränen**) geehrt, machen die „Hobbys“, Jutta Schmitt und Bernd Kreußner, weiter im Programm. Da ist einmal das Familienprogramm mit Georg von Bassewitz unverwüthlichem „Peterchens Mondfahrt“ ab 5 Jahren, am 17., 19., 26., 29., 31. Dezember und im neuen Jahr am 2.,

TEIL 11



**50 JAHRE
DRUCKQUALITÄT**

Traditionsbetrieb mit Zukunft...

High-End-Qualität und Präzision stehen bei uns an erster Stelle. So wie es unsere zahlreichen Stammkunden seit Jahr von uns gewohnt sind.

**Eine Tradition die verbindet,
die man vertraut.**

Bookdruck GmbH

**89076 Würzburg, Frankenkönigsallee 8
Telefon (0931) 28-44 80, Fax 28-44-34**

info@bookdruck.de www.bookdruck.de

Traditionsbetrieb über 50 Jahre

Anzeige

Sparkassen-Finanzgruppe

Unsere Kulturförderung ist gut für die Sinne.



Kunst und Kultur prägen die gesellschaftliche Entwicklung und erhöhen die Lebensqualität. Menschen entdecken ihre Schaffenskraft, ihre Offenheit für Neues, ihre Sinne. Die Sparkassen-Finanzgruppe unterstützt hier eine Vielzahl von regionalen und nationalen Projekten. Sie ist mit jährlichen Zuwendungen von rund 140 Mio. Euro der größte nichtstaatliche Kulturförderer Deutschlands. www.gut-fuer-deutschland.de

EUTELIA MedienService

 **Sparkasse
Mainfranken Würzburg**

6., 9. und 16. Januar, immer um 15 Uhr, und das Abendprogramm „Blaubart“ am 20., 21., 22. Januar 2011, jeweils um 20 Uhr. Plastisches Theater Hobbit, Würzburg, Münzstraße 1, Tel.: 0931-59830, www.theater-hobbit.de

Sehr viel länger, bis 10.7.2011, sind die graphischen Arbeiten von Jutta Schmitt in der Ausstellung „Drehscheibe III“ im Würzburger Kulturspeicher zu sehen. Die wechselnde Ausstellungsreihe „Drehscheibe“ zeigt Werke aus der graphischen Sammlung des Museums im Dialog mit Positionen aktueller Kunst von regionalen Künstlern; diesmal werden unter dem Titel „Ungeheuerlich“ Graphiken und Illustrationen von Alfred Kubin mit Arbeiten der Würzburger Künstler Jutta Schmitt und Helmut Booz kombiniert. Am 26.11.2011 ist um 17.30 Uhr ein Künstlergespräch mit beiden Künstlern und eine Performance von Schmitt geplant. [sum]

Der **Würzburger Autorenkreis** hat einige Aktivitäten seiner Mitglieder bekanntgegeben: Rainer Greubel liest aus seinen Heimatkrimis am 19.12. um 17 Uhr in Bad Kissingen, genauer gesagt im Restaurant „Le Jeton“, was besonders gut paßt, weil die Lesung von kulinarischen Leckerbissen begleitet wird. Am Donnerstag, 6. Januar 2011 lädt Sandra Maus um 20 Uhr in den Würzburger Bronnbach-Künstlerkeller ein. Zu Gast in der LiteraturLounge sind diesmal Hans-Jürgen Beck, Jutta Rühlander und Ulrike Schäfer. Vom 7. bis 28.1.11 präsentiert sich der Autorenkreis Würzburg in der Sparkasse Mainfranken mit einer Ausstellung, in der die Mitglieder und deren Veröffentlichungen sowie gemeinsame Buchprojekte des Autorenkreises vorgestellt werden. Eröffnung der Ausstellung mit „Literarischem Neujahrsempfang“ ist am Freitag, 7.1.2011, um 16 Uhr in der Schalterhalle.

Am Freitag, dem 21.1.2011, um 20 Uhr, liest Ulrike Schäfer in der Bücherei im Lagerhaus, Güntersleben,

eine Auswahl aus ihrer Kurzprosa. Am 3. Februar 2011 liest Hans-Jürgen Beck um 20 Uhr im Theater am Neunerplatz in Würzburg. Ange Hauck spielt selbstkomponierte und traditionelle Stücke auf der irischen Harfe. [sum]

Info: www.autorenkreis-wuerzburg.de

Am Dienstag, 1.2.2011, ist der Würzburger Krimi-Autor **Günter Huth** Gast der Reihe „**My favorite Tracks**“ von Dennis Schütze, der seine Musik-Gespräch-Reihe im neuen Jahr schon am Dienstag, 4.1.2011 beginnt; der erste Talkgast ist der Fotograf Christoph Rose. Am 1. März 2011 ist der Architekt und Künstler Matthias Braun vorgesehen. Beginn jeweils um 20 Uhr, Ort: TiepoloKeller, Innerer Graben. [sum]

Weitere Informationen unter www.myfavoritetracks.de

Die Würzburger Aktion „**Apokalypse**“ 2010, auch unter dem Thema „Endspiel“ verbreitet, ist nun mit einer erfolgreichen Bilanz abgeschlossen worden. Initiiert wurde das Ganze vom Kunstreferat der Diözese unter Domkapitular Lenssen zusammen mit der Domschule, aber die ganze Stadt beteiligte sich mit etwa 90 Veranstaltungen der unterschiedlichsten Spezies und Institutionen von Februar bis November daran. Ausstellungen, Konzerte, Lesungen und Theater sowie Führungen wurden von etwa 40 000 Personen besucht; am spektakulärsten waren wohl die Freilichtaufführungen von Calderons „Großem Welttheater“ hinter dem Neumünster. Daraus ergab sich der vielfach geäußerte Wunsch, auch in den kommenden Jahren den Platz als Spielstätte zu nutzen. Die Diözese zeigt sich nicht abgeneigt, wenn die organisatorischen und finanziellen Fragen geklärt werden können. Und auch Penderecki, dessen Konzert im Dom gefeiert wurde, möchte 2012 wieder kommen. Ein Fazit konnte Lenssen aus der geglückten „Apokalypse“-Aktion ziehen: Das Thema veränderte sich über das Jahr hin deutlich von Untergangsvisionen hin zum Hoffnungsaspekt. Ein angenehmer Endspiel-Effekt: Die teilnehmenden Partner begegneten sich untereinander ohne Vorurteile und immer mehr wollten mitmachen. Doch erst einmal sind Lenssen und seine Mitstreiter von alledem ein wenig erschöpft. Der geistliche Schlusspunkt wurde nun mit der Vorstellung des Buches von Bischof Friedhelm Hofmann „Ein-Blicke in Geschautes, Bildbetrachtungen zur Geheimen Offenbarung des Johannes“ im Museum am Dom gesetzt. [rf]

LISE CHARMEL

Anzeige



Ich fühl' mich wohl.



Wäsche & Mode handlich

**Jetzt neu:
Am Schmalzmarkt 5
Tel.: 0931-53304**

**Kunstschmiede
Sauer**



vormalig W. Schnellberger
Bibrastraße 3 · 97070 Würzburg
Tel. (09 31) 5 32 63 · Fax 5 32 68
www.kunstschmiede-sauer.de

Gestaltung · Metallrestaurierung · Metallbau

Ein großes Frisches
aus einem kleinen Dorf.



DISTELHÄUSER

Importeur für Deutschland